

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 34 (1947)
Heft: 1: Sondernummer : Erziehung zum Schönen

Artikel: Erziehung zum Schönen
Autor: Pfiffner, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-526008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wahre Fratze sich verbirgt, dass aber auch umgekehrt ein ungeschminktes «natürliches» Antlitz so viel seelenvoller, gehaltvoller, innerlich wahrer und schöner ist. Konzessionen an den Geschmack der Masse verbergen immer eine Unaufrichtigkeit; bieten irgendwie Steine statt Brot.

Erziehung zum Schönen

Das Schöne

«Der Herr Gott aber rief dem Menschen:
Wo bist du?»

Wie ein Traum liegt das Wissen um das Schöne in der Menschenseele. Sie hat es geschaut, ehe sie herunterstieg zur Erde; sie muss es geschaut haben. Was weiss der Mensch davon? Er weiss nur das eine voll und ganz, dass ihn ein unstillbares Sehnen erfüllt und bewegt und durch das Leben begleitet: Das Sehnen nach dem Schönen.

Offenbar ist, «dass das Schöne eine Eigenheit des Seins selber ist, ihm nicht zukommt bald hier, bald dort, an diesem und nicht an jenem Ort, bald zu dieser Stunde und zu jener nicht, abhängig von den Meinungen der Menschen oder vom Zufall, sondern dass es immer ist und ewig und also notwendig und dass die Welt im Nu nicht mehr sein würde, wäre die Schönheit nicht», wie Theodor Haeger in seinem Buche «Schönheit» schreibt.

So war es denn auch dem Menschen gegeben, das «Schöne», damals schon, als das Paradies auf unserer Welt war, reale Wirklichkeit, und nicht bloss ein leidvolles Wissen um entwundenes, ungetrübtes Erdenglück. Es umgab den Menschen; es erfüllte ihn; es erhob und beseelte ihn; denn damals war er ganz mit Gott verbunden, dem Urgrund und Urquell alles wahrhaft Schönen, und es gab nichts Unschönes, das sich trennend zwischen die ewige Schönheit und den Menschen setzte.

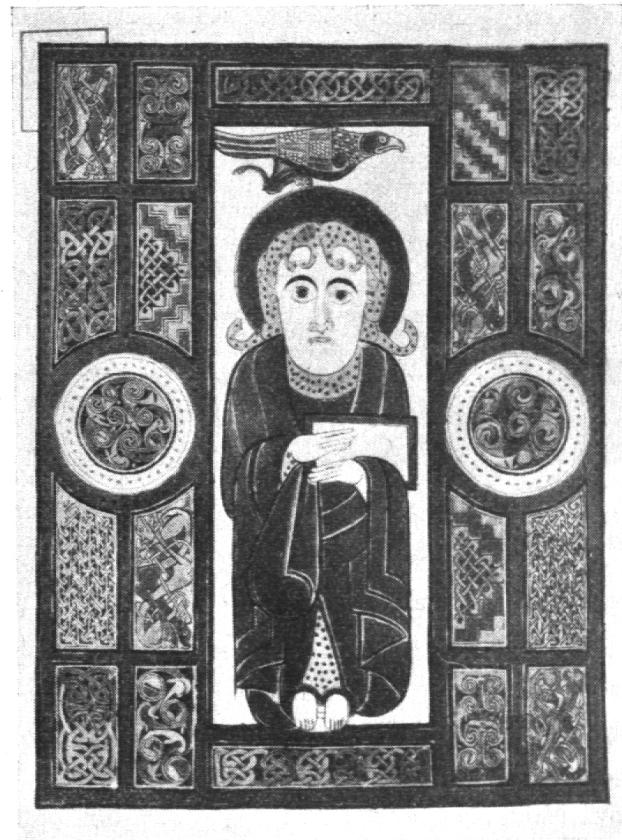
Ja, so war es, und so blieb es: Nur vom Schönen und Guten wusste der Mensch, bis er, durch das Lügenspiel der Schlange betört, fiel.

«Sahest du nie die Schönheit im Augenblick des Leidens, niemals hast du die Schönheit gesehen; sahest du die Freude nie in einem schönen Gesicht, niemals hast du die Freude gesehen» (Schiller).

P. Thaddäus Zingg O. S. B., Einsiedeln.

«Da gingen ihm die Augen auf», und von nun an . . .

sah er auch «das Schöne im Bösen».



Codex 51, St. Gallen

Johannes

«Nicht das Böse ist schön; aber der Geist des Bösen verfügt über Schönes . . . Es ist auch ihm gegeben. Er ist . . . der Fürst dieser Welt. Diese Welt aber ist von Gott schön erschaffen worden, und soweit die Macht des gefallenen Engels reicht, reicht sie eben auch über die Schönheit dieser Welt. Alles aber, worüber er Macht hat, ist ihm nur Mittel, den Menschen unter seine Macht zu bringen. So

mag er Besitz ergreifen und Gebrauch machen von der Schönheit der Natur, der Steine, der Pflanzen und Tiere und des Geschlechtes, wenn sie nicht im Schutz der Engel und des Heiligen



Adam: Detail von einem Beichtstuhl im Kloster St. Gallen

stehen.» Haecker. Und das ist eine Seite des Fluches, der auf dem gefallenen Menschen lastet, dass er auf der Welt der Dornen und Distanz der Schönheit des Bösen allzu leicht zugänglich ist. Er, der einst nichts wusste von Tod und Müdigkeit, kennt nun die Kürze der Zeit und das Ermüdende der Lasten, und davon kommt ihm unbewusst der Drang nach flüchtig raschem und mühelosem Geniessen.

Aber «Gott ist ein verborgener Gott . . . und Seine Schönheit ist . . . in ihrem Kerne eine verborgene Schönheit». * Das gilt von allem wahrhaft Schönen, vom wahrhaft Schönen der Dinge bis zum Schönen der Kunst und der Religion. Es will gesucht, erkämpft, errungen sein. Und da der Mensch des Werktagge-

triebes weder ein Bedürfnis empfindet, noch Zeit zu haben glaubt, nach dem Verborgenen zu graben und nach dem Geheimnisvollen zu forschen, er aber des Schönen, so lange noch ein Funke des Menschlichen in ihm brennt, nicht entbehren kann, so eilt er nach dem Schein bestrickenden Oberflächenglanzes und greift gierig nach dem Schleckzeug vergifteten Truges.

Doch bei der Kost des Truges erschlafft und erlahmt die Seele. Das Auge ermattet und verliert die Sicht auf die letzten Dinge. Der Mensch kommt um seine Würde und sinkt bis zum mehr oder weniger hochgezüchteten Tier der Zivilisation. Und so ist es geworden: «Die Leiter steht verkehrt auf der Welt, und ihr Fuss reicht bis zur Hölle, ihre Stufen scheinen aufwärts zu steigen, wenn sie abwärts gehen, und abwärts zu gehen, wenn sie aufwärts steigen», wir stehen im Reiche des gefallenen Engels, «dem schön ist, was verführt, verlockt», wir stehen in unserer Zeit, welche die Verwirrung an der Stirne trägt, die Verwirrung der Gottentfremdeten.

Findet der Mensch eine Entschuldigung dafür?

Nein. — Und vielleicht doch, nämlich die, dass es oft so schwer ist, das Göttliche vom Dämonischen, die Schönheit vom täuschenden Scheine zu unterscheiden, und dass wohl darum nur ganz besonders begnadete Menschen den Weg zum wahrhaft Schönen selber finden. Hieraus erwächst die Erziehungspflicht. Wird sie erfüllt? Ob nicht Familie und Schule im unbewussten Banne einer materialistischen Zeitströmung die volle Bedeutung des Schönen im Mensenschicksal verkennen und im Streben darnach blos Träumerei, Weltfremdheit oder Luxus sehen? «Vergessen wir nicht, dass das Schöne, das von einer selbstgenügsamen, beschränkten Wissenschaft ohne Weisheit, von einer separierten und stolzen Ethik ohne Heiligkeit so leicht und so falsch für überflüssig gehalten wird, während im Elend dieser Welt . . . gerade das es ist, was not tut», * denn: Wie

* Zitate: Theodor Haecker: «Schönheit. Ein Versuch».

* Zitate: Theodor Haecker: «Schönheit. Ein Versuch».

Ostfassade
Kloster St. Gallen



ein Traum liegt das Wissen um das Schöne in der Menschenseele. Sie hat es geschaut, ehe sie herniederstieg zur Erde; sie muss es geschaut haben. Was weiss der Mensch davon! Er weiss nur das eine voll und ganz, dass ihn ein unstillbares Sehnen erfüllt und bewegt und durch das Leben begleitet: Das Sehnen nach dem Schönen.

Das Schöne und die Kirche

«Was schön ist, stammt aus Gott!»

Claudel

«Was schön ist, stammt aus Gott!» Und es führt wieder zu Gott durch die Kraft des Gött-

lichen, die in ihm ist. Das wusste die Kirche im 3. Jahrhundert schon, als sie begann, die Katakomben mit jenen geheimnisvollen Bildern und Symbolen zu schmücken, die in ihrer eindringlichen Sprache Tiefensichten ins Ewige öffneten und der Seele der Gläubigen mithalfen, sich aus den Fesseln des Irdischen loszulösen und in die Freiheit des Göttlichen emporzu-schwingen.

Das wussten die Christen des 5. und 6. Jahrhunderts, die in den herrlichen Mosaiken ihrer Basiliken die Heiligen darstellten, wie sie in weltentrückter Feierlichkeit Gott entgegen-schritten und die Betrachtenden gleichsam mit-

zogen ans Ziel ihrer Sehnsucht nach ewiger Schönheit.

Das wussten die Mönche des frühen Mittelalters, denen der festgefügte Bau ihrer karolingischen Klosterkirche der Himmel auf Erden war und deren Geist sich auf dem Wege des Schönen in Wort und Lied und Bild aus der Enge der Mauern und aus dem Dunkel manigfältigster Nöte aufschwang zu jener sichern Stadt, in der es nie Nacht wird.

Das wusste die Kirche der Gotik, die Schönheitsbegeistert mit dem überirdischen Leuchten der Bilderfenster und dem innig frommen Wirken erhabenen Tafel- und Schnitzwerkes zu Ehren Gottes, der Himmlischen Frau und aller Heiligen die Seelen erfasste, selbst den Steinen der Dome Leben gab, sie ihrer Schwere entlastet himmelwärts fahren liess, auf dass sie die Menschenherzen mitrissen in die hehren Höhen des Heiligen.

Das wusste vor allem auch die Kirche des Barock, die wie P. Ludwig Räber in seinem herrlichen Buche «Maria Einsiedeln» aus grossem Erleben schreibt, das Schöne aller Kunst... «die schwingende, klingende Form hoher Gedanken, ringender Ausdruck kraftvollen Lebens, türmendes Schaffen ewiger Werte» in ihre Dienste zog: die Architektur geschlossner Einheit im Fluge auf unendliche Weiten und Tiefen, die Bildhauerei in der rauschenden Form heiliger Begeisterung, die Malerei, die Firmamente aufriss, um Himmlisches zu enthüllen, alle Musik von der der heiligen Stille bis zu der des stürmischen Jubels, die Poesie und selbst das Theater des mystischen Spiels. «Man ging zurück bis zum Anfang und schaute vorwärts bis zum Ende. Und überall war Gott, Urgrund der Seele und Endziel ihrer Liebe.» P. Ludwig Räber.

Und wenn die Kirche bei dieser innigsten Verschwesterung mit der Kunst, die doch neben der Macht zu den «verführerischsten Schönheiten» der Welt gehört, keinen Schaden nahm, so war es nur deshalb, weil heilige Liebe zum Einen, der die Schönheit selber ist,

sie leitete, so dass wir ihr mit Gertrud von Le Fort bewundernd zujubeln können:

«Du hebst dein Haupt bis an den Himmel,
und dein Scheitel wird nicht versengt,
Du schreitest bis zum Rande der Hölle nie-
und deine Füsse bleiben unversehrt! [der,
Du bekennst Ewigkeit,
und deine Seele erschrickt nicht.]»

Es ist schon so, dass die Bedeutung der Kunst für die Kirche darin liegt, dass alles wahrhaft Schöne «zurück zum Anfang und vorwärts zum Ende» führt. Und wenn es eine Zeit gab, die diese Führung unerlässlich macht, eine Zeit, in der die Kirche nicht auf die Mitwirkung der Kunst in der Sorge um die Seelen verzichten kann, so ist es die unsrige; denn: «Die Situation erfasst uns wie ein mächtiger Strudel, — wir werden durch Wirbel und Wirbel gejagt. Die Kunst aber stellt die Proportionen der Dinge wieder her», so Oskar Bauhofer in seinem tiefgründigen Buche «Der Mensch und die Kunst».

Wahrlich, der Mensch unserer Zeit hat die Proportionen der Dinge zerstört. Er weiss wohl mit allen Massen vom Tausendstelmillimeter bis zur Lichtstunde zu rechnen; aber er kann nicht mehr unterscheiden, was gross und was klein ist in der Sicht des Ewigen. Was weiss er eigentlich noch von der Hierarchie der Werte, die Gott über alles stellt! Was interessieren ihn noch seelische Größen, wenn er im Banne der materiellen Güter steht. Es ist ein Verhungern bei vollen Töpfen. Und da tut etwas not: «Das Kunstwerk muss Nahrung werden den ewigen Gefühlen.»

Nicht, dass Kunst Religion wäre! Sie ist nicht einmal Religionsersatz. Sie ist aber auch nicht bloss ein «ästhetisches Reizmittel des Tages, Schmuck eines bürgerlichen oder unbürgerlichen Daseins», sondern sie ist Brot, wirkliches Brot, das Nahrung wird zum Denken um höhere, ewige Realitäten.

Gewiss, das Künstlerische ist auch nicht der Brennpunkt im katholischen Gotteshause, selbst wenn es die Bewunderung aller Kunstreunde und die Neugier aller Baedeker-Reisenden

Beichtstuhl aus der
Kathedrale St. Gallen



weckte. Das ewige Licht sagt uns, wohin wir den Blick zu richten haben; aber wo Gott thront, da kann nur Schönheit sein; denn unvereinbar mit dem Göttlichen ist das Unschöne, und gotteslästerlich ist das Hässliche am Orte des Allerheiligsten.

Zu diesem Bewusstsein müssen wir die Jugend führen. Wir müssen ihr die Augen für das Schöne in der Kirche öffnen. Wir müssen sie hinweisen auf die Schönheit und Geistestiefe der liturgischen Handlungen und Gebete. Wir müssen sie hinzuführen suchen zum Nacherle-

ben der religiösen wie der künstlerischen Schönheit feierlicher Messgesänge, auf dass sie hörend erlebt und schaut: das inbrünstige Flehen des Kyrie, den heiligen Jubel des Gloria, die Zeit und Ewigkeit umfassende Dramatik des Credo, die anbetende Liebe des Sanctus und Benedictus und das vertrauensvolle Bitten des Agnus Dei. Sollte es nicht möglich sein, obere Schulklassen von Zeit zu Zeit einmal in eine Kirchenchorprobe zu begleiten, in der sie Satz um Satz erlebnismässig in Text und Musik und ihr harmonisches Einswerden zu Gottes Verherr-

lichung eingeführt werden könnten? Sollte man nicht auch auf die reiche Farbensymbolik hinweisen, welche die Kirche kennt und pflegt, hinweisen auf die ureigene Sprache jeder Farbe aus den sakralen Gewändern? Sollte man der Jugend nicht die Augen öffnen für all das Schöne, das Handwerk und Kunst im Kleinen und Grossen unserer Gotteshäuser geschaffen haben, zeigen, wieviel Können und Liebe aus dem Schaffen aller Dinge spricht von der Spitze des Altartuches bis zur Grösse, Form und Zier der Glocke. Ja, sollte man eine Pilgerfahrt nach dem Heiligtum von Maria Einsiedeln nicht auch künstlerisch vorbereiten, auf dass dann die geöffneten Augen besser und weiter sähen und das Herz der Gnade offener stünde im Zusammenwirken von Glaube und Schönheit? Ob wir dann vielleicht auch erfahren, was Cyrillus von Alexandrien vor gut fünfzehnhundert Jahren erfuhr:

«Einmal reisst es uns alle hinauf,
aus Zerfall in ewige Jugend,
aus Sterben ins Leben,
aus Siechtum in siegende Kraft,
aus Kleinheit in Glorie,
aus engen Zeiten in ewige Weiten.»

Und gelangten wir auch nie auf solche Höhen geistigen Schauens, so läge die Wünschbarkeit der Führung zur religiösen Kunst doch auch in der Tatsache begründet, dass vom natürlichen Unterscheidungsvermögen zwischen «schön» und «unschön» heute bei den meisten Menschen doch wenig mehr als eine verkümmerte Anlage vorhanden ist. Daher mag auch die Unverfrorenheit kommen, mit der jedermann beim Bau und bei der Ausstattung eines Gotteshauses mitspricht, was Scheffler zur Klage treibt: «Ueber die Kunst urteilt jeder, als hätte er ein Recht dazu»; und dass man vor den Früchten solchen Handelns mit der «Mater Ecclesia» und Hildegard von Bingen jammern möchte:

«Höre mich, Himmel, und schaue, wie mein Antlitz voll Staub ist!»

Bedenken wir doch, dass der Teufel nicht ungern ins Heilige sudelt, und bemühen wir uns daher, die Jugend so weit zu erziehen,

dass das reife Alter in Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Schönen schweigt, wo es sich im Urteil nicht mehr sicher fühlen kann.

Das Schöne im Heim

«Der Mensch braucht ein Plätzchen,
und wär's noch so klein,
von dem er kann sagen:
Sieh her, es ist mein.
Hier leb' ich, hier lieb' ich,
hier ruhe ich aus;
hier ist meine Heimat;
hier bin ich zu Haus'.»

Der Mensch braucht ein Heim. Er muss es sich irgendwie gestalten, irgendwie, grad wie jeder Vogel sich sein Nest auch irgendwie gestalten muss, der Spatze anders als der Fink, schnell zufrieden der erste, anspruchsvoller der andere; was hat's zu sagen? Der Spatze bleibt auf seinem haudrigen Häuflein von Lumpen und Stroh doch der Spatze, der er ist, und er wird dabei nicht minder, grad wie der Fink auch bloss Finklein bleibt und nicht mehr wird, trotzdem er im kunstvoll gebauten, sauberen Nestchen sitzt. So unberührt wie der Spatze und der Fink bleibt der Mensch vom Heime nicht. Es formt ihn aus der Kraft des Schönen oder Hässlichen, es wirkt auf ihn, ob er es glauben will oder nicht, indem es ihn so oder so zieht, aufwärts zu höherem Menschentum oder abwärts, bis unter jene Stufe, wo der Mensch aufhört, Mensch zu sein.

Ist es da nicht sonderbar, dass der Mensch, dessen Sein und Werden, dessen Wohl und Wehe so sehr vom Heime abhängt, nicht aus seinem Wesen heraus die Gabe in sich trägt, sich sein «Nest» so zu bauen, wie es zu seiner Art passt und zu seinem Besten ist?

Es gab wohl Zeiten, in denen der Mensch das Gestalten seines Heims besser verstand als heutzutage; damals, als er noch mehr Mensch war, damals, als er mit sich selbst und mit der Natur noch enger verbunden lebte, damals, als er das wahrhaft Grosse und Schöne noch zu erkennen und es ihn anzuziehen und zu fesseln vermochte. Es war damals, als jeder Handwer-

ker noch ein Künstler war und das, was er zur Heimgestaltung schuf, ganz selbstverständlich schön und gut; damals, als der Mensch noch nicht verindustrialisiert und vermaterialisiert ruhelos durch Zeit und Leben raste, damals, als er noch nicht so oft der Sklave von Katalogen, Schaufenstern, Propagandakniffen und Modewitzen war.

ein jeder Gegenstand schön, beseelt und lebenswarm. Schönheit und Wärme strahlten von den Dingen in die Stuben und Kammern aus und erfüllten sie. So wurden die Heime heimelig.

Dann kamen die Maschinen, die Automaten. Sie bedingten Serien- und Massenfabrikation. Diese verlangte Einheitstypen und Schablonen. Gewiss, beide sind voll und ganz am Platze,



Schöner Winkel im
Esszimmer

Um wieviel leichter muss es dazumal gewesen sein, ein Heim zu gestalten, als es noch keine Mode gab, die heute — international und heimatfremd hergeflogen — so viele Köpfe verwirrt und nicht selten zu unglaublichen Torheiten führt. Um wieviel leichter muss es dazumal gewesen sein, sich sein Heim zu gestalten, als noch ein Stil galt, herausgewachsen aus der Gesinnung einer Epoche, ein Stil, reich an künstlerischen Werten und ungemein elastisch in der Anpassungsfähigkeit an die Eigenart des Ortes, an die Persönlichkeit des Einzelnen wie an die Sonderheit der verschiedenen Stände.

Damals kannte der Handwerksmeister noch die schicksalhafte Bedeutung des Schönen für Zeit und Ewigkeit. Er sah eine Mission in seinem Schaffen, und Liebe führte ihm die Hand. Und diese Liebe ging vom Meister in die Dinge über, die erschuf, und blieb darin. Und so wurde

wo es um die Fabrikation von Ziegelsteinen, von Drahtstiften, von Leimtafeln und tausend andern industriellen Erzeugnissen geht, zu denen der Mensch in keinem seelischen Verhältnis steht. Aber die Einheitstypen- und Schablonenartikel überschritten alle Grenzen ihrer Daseinsberechtigung und bemächtigten sich dessen, was schön sein sollte. Sie verdrängten das handwerkliche Schaffen und erwürgten damit die Seele der Dinge. Das Eingehen auf örtliche und persönliche Eigenart hörte auf, der Sinn für Bodenständigkeit entschwand, das Standesbewusstsein ging verloren, und damit kam die allgemeine Verflachung. Pariser Genre fand den Weg bis ins entlegene Berghaus, Berliner Art ins letzte Dorf. Der Casserollier des Grand-Hôtels und der Bauernbursche rauchten Zigaretten gleicher Marke, die Genfer Midinette und die Toggenburger Fabrikantenfrau kauften

nach dem gleichen Katalog. Noch mehr: die Verlagerung des Schwergewichts alles industriellen Planens von der Persönlichkeit auf die Masse brachte ein Opfern der Qualität zugunsten des niedrigen Preises, ein Opfern des inneren Gehaltes zugunsten hohlen Scheines, ein Opfern der Schönheit zugunsten bestrickenden Bluffs.

Fortschritt nannte man es. Der fortschritt-trunkene Mensch um die Jahrhundertwende —

denfranseln an Eisendrähten als Blumenersatz. Die Wände schmückte man mit billigen Kunstdrucken in pompösen Goldrahmen, seicht sinnliches Geschluder in Rosarot und Himmelblau, und nach Zugabe weiteren Trödlerzeuges war «die schöne Stube» fertig. Erreicht war das Sälonchen der Hausfrau mit den ewig verschlossenen Fensterläden, — dass die Sonne nichts verderbe, — erreicht das Visitenprunkgemach



Heimelige Ecke
in der Mädchenstube

und auch später noch — merkte nichts. Wertvoller Hausrat, köstliches Geschirr und Gerät wurden als altes Gerümpel auf Estriche und Dachkammern verbannt oder an schmunzelnde Feilträger verschleudert, handwerklich geschaffene Truhen in Scheunen und Ställe verschleppt, wo man sie als Kurzfutterträger oder Kaninchenställe missbrauchte. Dann füllte man die Wohnungen mit Fabrikationsprodukten, mit Möbeln steif und kalt auf Hochglanz poliert wie Reklamebüchsen. Vertikow und Büfett bekamen ihre Früchtehalben aus Pseudosilber zu tragen, in die Vitrinen aus «Mahagoni» stellte man Raritäten aus Katzengold, dazu den ewig verliebten «Trompeter von Säckingen» in kläglicher Aufmachung und den untötlichen «Löwen von Luzern» in seifigem Gips. In blechernen Vasen prangten Pfauenfedern oder bunte Sei-

der Mama, in das die Buben und Mädchen bloss zu treten wagten, wenn die Mutter ausgegangen war, und auf dessen Divan sich der Papa vielleicht einmal anlässlich seines fünfzigsten Geburtstages setzen durfte.

Phantasie?

Nein, Wirklichkeit ist derlei bis in unsere Tage, und das trotz aller Vorträge im Radio, womit man Reden aus Moskau und Musik aus London hören kann, Jazz und Predigt aus der gleichen Röhre und selbst das Klingeln des Messglöcklein zum Spiel von Messern und Gabeln um Schübling und Zervelat. Der Kulturbolschewismus unserer Zeit erschreckt!

Man mag im Hochgefühl schwelgen, heute den Erdball in weniger als 100 Stunden umfliegen zu können, man mag vermessen weiter

sinnen, wie dem Herrgott im Himmel mittels Technik und Chemie ein Schnippchen geschlagen und die «Dornen und Disteln» samt dem «Schweiße des Angesichtes» doch noch besiegt werden könnten, bedrückend bleibt die Tatsache, dass der Mensch selbst in alltäglichen Dingen nicht mehr fähig ist, das Göttliche vom Dämonischen, das Hohe vom Niederen, das Erhabene vom Lächerlichen, das Wertvolle vom Nichtsnutzigen, das Schöne vom Hässlichen zu unterscheiden.

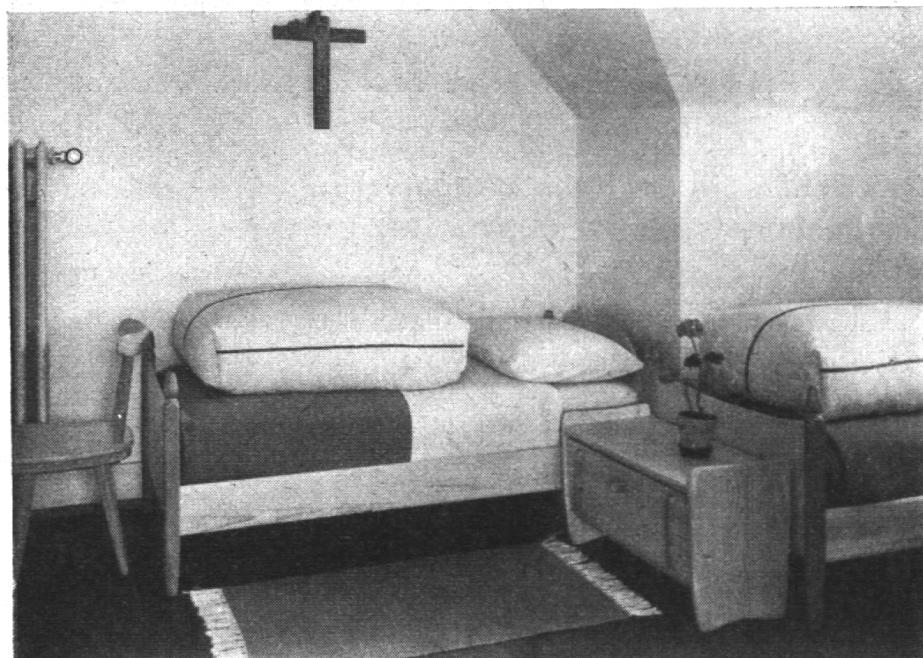
Kein Wunder, wenn bei diesem Mangel an Werturteil, das was Heim sein sollte, so weit herum nur noch Wohnung ist, konventioneller Treffpunkt der Zugehörigen zum Essen, der gewöhnliche Unterschlupf der Söhne und Töchter zum Schlafen, der hemmende und beeinflussende Durchgang der Buben und Mädchen zur heissersehnten Ungebundenheit. Es fehlt den Stuben die geheimnisvolle Kraft des Schönen, jene Kraft, die alt und jung an sich zieht, an

statt, auf welcher der Qualm der Alltagssorgen und die Stickluft abstossender Gewohnheiten das heilige Feuer auslöschen, so dass nun Kälte in den Räumen liegt, die eisige Kälte, die Lieblosigkeit, Hochmut, Gereiztheit, Unrecht, Härte, Neid, Geiz und Lüge gebiert.

Nur wo wahre, innere Schönheit herrscht, da ist das Heim, da kann die Flamme der Herdstatt leuchten und erwärmen, nur da ist die Stube, die bewirkt, dass ihre Besitzer nach des Tages Arbeit beglückt nach Hause eilen, dass sie das Daheim-sein-können als ein Geschenk empfinden, als Gunst, als Glück und es ein Opfer nennen, wenn sie in Feierabendstunden auswärts müssen?

Soll da die Schule nicht erziehen?

Wie oft schon wurde der Wunsch laut, man möchte die Kriegsgeschichte durch Kulturgeschichte ersetzen! Ob es heute nicht an der Zeit wäre, wenigstens mit den Mädchen der



Mädchen schlafzimmer

sich bindet und zusammenhält, dass sie alle eins werden, die Menschen, ihr Heim und die Dinge.

Ja, eine Wohnung ohne Schönheit ist kein Heim, sie ist bloss «eine Herdstatt ohne Feuer», wie Papst Pius XII. 1943 schrieb, eine Herd-

obern Primarschulklassen das Heim zu behandeln, die Geschichte von seinem Werden und Untergehen, ähnlich vielleicht wie ich es hier skizzierte? Wieviel Stoff aus Geschichte und Erfahrung wäre da vorhanden, wieviel Anschauungsmaterial in Gegenstand und Bild! Und wie

zeitgemäß wäre dieses Schaffen; denn es kommt wahrlich nicht von ungefähr, dass die «Pro Helvetia» und der Schweiz. Gemeinnützige Verein heute in Verbindung mit kirchlichen und weltlichen Behörden Heimwochen durchführen und so eindrücklich auf die Bedeutung des Schönen im Heim hinweisen.

menschenwürdig leben lässt, zusammenfinden, um ihm ein Heim zu schaffen.

Wohl unbewusst, einzig aus natürlich gesunden Empfinden heraus wurden im «Oberziel» alle vier Forderungen, die man an schöne Dinge stellen muss, restlos erfüllt, die Forderungen der Zweckmässigkeit, der Einfachheit, der



Eingang

Das Schöne in der Heilpädagogischen Beobachtungsstation «Oberziel», St. Gallen

«Freude ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen».

Jean Paul

Was den Besucher der am 2. Februar 1947 eingeweihten, heilpädagogischen Beobachtungsstation «Oberziel» überrascht, ja, was ihn mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt, das ist die unter ähnlichen Voraussetzungen noch nie erlebte, erfreuende Atmosphäre des Schönen, die das Haus umgibt, alle Räume erfüllt und alle Dinge umwebt. Es ist jenes beglückende Schöne, das im Grunde genommen ganz einfach dem Sinn für das Selbstverständliche entsprungen ist, das Schöne, das das Leben eigentlich jedem zu bieten vermöchte, bei dem sich sicheres Werturteil, fröhliche Feinfühligkeit, Liebe zu Mensch und Ding und ein Einkommen, das

Wahrheit und der Harmonie, und so ist «Oberziel» ein einzigartiges Schulbeispiel guter Heimgestaltung geworden.

Jeder Raum spricht durch seine Ausstattung, dass er zum zweck- und sinngemässen Gebrauch da ist: zum Drin-leben, Drin-arbeiten, Drin-spielen, Drin-singen, Drin-beten, Drin-rufen oder eben zum so voll und ganz Drin-dahheim-sein. Jedes einzelne Stück Hausrat, jedes Gerät und Ding bietet sich zum frischfröhlichen Gebrauche an, zum allzeit bereiten Helfen und Dienen und zum gottgewollten Erfreuen. Allüberall findet man eine Zweckmässigkeit, die zum Bleiben, zum Mittun, zum Mitwerken und Mitgeniessen einladet, und sie tut das mit seltener Natürlichkeit, frei von allem Aufdringlichen und Gesuchten.

Dieses unbedingte Gebrauchsfertig- und Gebrauchstüchtig-sein ist nur bei konsequentem Dringen auf Einfachheit möglich, eine Einfach-

heit, die auf alles Ueberflüssige in Zahl und Mass und Form und Zier verzichtet und — ohne nüchtern oder langweilig zu werden — die Räume wie die Ausstattungsgegenstände frei hält von allem, was nichts zu tun und nichts zu sagen hat, da aber, wo Vielfalt unumgänglich ist, durch saubere Ordnung der Dinge jede verwirrende Unruhe und jede Verschwommenheit ausschliesst. So kam Klarheit in jede Linie, Gegebenheit in jede Form, Ruhe in jede Sache, Charakter in jeden Raum.

Diese Klarheit verlangt unerbittlich nach Wahrheit, nach jener Wahrhaftigkeit, die keinen falschen Schein duldet, keine Imitation, keine Vorspiegelung von Werten, die nicht vorhanden sind, kein Getue als ob und wie wenn. Ehrlich offen, unverkünstelt und brav und schön zeigt sich das Holz der Heimat von Tisch, Stuhl und Bank, von Truhe und Schrank, von Kästchen und Bettstelle, und selbst das Klavier, das gute, erlaubt sich keine Extrava-

nichts ist da zu sehen von all dem blechernen Schwindel mit Edelmetallgetue, nichts von all der sentimental Süsslichkeit und all dem schmusigen oder frömmelnden Zeug, wie man es so gerne kindlich und volkstümlich nennt und wie es sich unter diesen verführerischen Marken so leicht und so oft in andern Heimen einzuschmeicheln vermag.

Wie könnte da die Harmonie fehlen, die Augen und Seele wohltuende Harmonie, die in jeder Linie, jeder Farbe, jedem Dinge liegt, all die Gegenstände unter sich verbindet und mit den dazugehörenden kleinen und grossen Leuten zum geschlossenen Ganzen macht, das sauber und schön ist, frisch und gesund wie ein rechtes Bubenlied!

Fürwahr, es brauchte eine für alles Schöne sensible Frau, eine Frau voll sonniger Mütterlichkeit, wie es Frau Dr. Spieler-Meyer, die Präsidentin des Seraphischen Liebeswerkes Solothurn ist, eine Frau, die aus ureigenem Er-

Bubenstube



ganzen. Anständig sind auch die Kunstdrucke an den Wänden nach Originalen tüchtiger Schweizer Maler oder alter Meister, echt die Radierungen, urgesund die kleinen Holzschnitte, gediegen ein Holzrelief und die Kruzifixe von Künstlerhand geschaffen. Nichts, rein sauber

leben weiss, was das Schöne für den Menschen bedeutet und wie es im Menschen zu wirken vermag, um diese künstlerisch und handwerklich so hochwertige und psychologisch so feine Gestaltung der Heilpädagogischen Beobachtungsstation «Oberziel» ersinnen und durch-

führen zu können. Man muss da unwillkürlich an das Wort denken, das Stickelberger in seinem Holbeinroman dem Basler Humanisten Amerbach in den Mund legt: «Die Welt könnte glücklich sein, wenn alle Menschen Künstlerseelen besäßen!» Gewiss, sie könnte glücklich, so glück-

Das Schöne in der Schulstube

«Man schafft nichts Gutes, ausser man tut es».

Frei nach Busch

Es war im Januar 1945. Da konnte man in einem Aufsatz der «Schweizer Schule», unter



Musikecke

lich sein. Es ist schon so, wie Scheffler in «Form und Schicksal» sagt: «Um Gottesnatur zu fühlen, muss der Künstler durch alles nur Zivilisatorische, Geschichtliche, Kostümliche, Modische und Anekdotische hindurchblicken auf das Elementare.» Gottesnatur fühlen müssen im «Oberziel» alle, die da heilen, wie die, die geheilt werden wollen, und das wahrhaft Schöne ist das Elementare, das die Atmosphäre für beides schafft.

Mir ist, Sinn und Seele der Buben und Mädchen, die da nach «Oberziel» zur Beobachtung kommen, müssen in diesem Haus des Schönen aufgehen wie Blumen im Lichte und dann offen jene Einsichten gewähren, die die Heilpädagogen nötig haben; denn von allem Schönen gilt, was Bauhofer von der Kunst schreibt: «Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen — und Handlungen in ihrer Folge —, und dadurch erleuchtet und belehrt sie.»

dem Titel «Das Bild in der Schulstube» ungefähr folgendes lesen:

«Ja, wenn die Schulzimmer wenigstens immer noch Zimmer wären und nicht so unglaublich oft dreinschauten wie Wartsäle von Nebenbahnen und Buden von Raritätsammlern in einem! Es tut selbst den Pupillen der Augen weh, wenn sie durchlassen müssen, was da so oft an Plakaten, Tabellen, Zeichnungen, Bildern und Heilgelein verschiedenster Art durch- und neben- und übereinander an die Wände genagelt und gehetzt ist und was dazu an sogenanntem Anschauungsmaterial aus allen Winkeln, von allen Tischen und aus den Höhen und Tiefen aller Kästen gähnt. Eine bedrückende beklemmende Atmosphäre!

Und in diese Trödlerbudenluft hinein setzt man Buben und Mädchen während acht Lebensjahren, Tag für Tag sechs Stunden. Und zu gleicher Zeit, da das Unschöne, Verflachende und Gnadenlose wie Jahrmarktmusik durch das

Zimmer lärmst und leiert, ermahnt man die jungen Menschen heiligen Ernstes, alles Unschöne, Hässliche, Niedere und Teuflische zu fliehen und mit unverbrüchlicher Entschlossenheit nach dem Schönen, Guten, Grossen und Göttlichen zu streben. Ist derlei Reden nicht fast so, wie

verbannen wir alle unschönen Plakate, werfen wir alle Dinge auf den Scheiterhaufen, die irgendein Merkmal der Reklame sichtbar lassen. Dann aber hängen wir zwei, drei künstlerisch wertvolle Bilder nach Originalen von Schweizer Malern an die Wände. Leicht sind solche heute

Schulstube in Oberziel



wenn einer in einem Kanonenrausch die Mäsigkeit predigte!»

Vielleicht ist dem seit 1945 besser geworden; denn man dürfte nach und nach doch einsehen, dass jeder Versuch, im Rahmen des Hässlichen zum Schönen erziehen zu wollen, widerlichem Witze gleichkommt. Schaffe man für das gute Wort auch eine saubere Luft, in der das duftende Licht des Schönen leben kann und nicht, kaum entzündet, in Stank und Russ ersticken muss!

Luft, Atmosphäre!

Fangen wir vor allem an auszuräumen und abzuhängen. Lassen wir alles, was für einmal seine Dienste geleistet hat und vorderhand nicht mehr gebraucht werden muss, von Boden und Wand, von Tisch und Lehrerpult verschwinden. Verlangen wir, dass auch die Schüler ihre Schulsachen, die zu einer Lektion nicht unbedingt erforderlich sind, versorgen. Entfernen wir alle Bilder, die nichts zu sagen vermögen,

vom Schweiz. Schulwandbilderwerk erhältlich. Ein Tischtuch aus heimeligem Kölsch auf den Schultisch bringen unsere Mädchen unter Leitung ihrer Arbeitslehrerin fertig. Eine einfache, materialechte Vase kostet nicht alle Welt, oder ein Milchküglein in Bauernköpferei als Ersatz ist noch billiger zu haben, und die paar Blumen oder Stauden darein bieten Garten, Wiese und Wald umsonst. Damit aber kommt Ordnung, Ruhe, Farbe und Freude in die vier Wände. Ordnung, Ruhe, Farbe und Freude aber wirken wohltuend zusammen und machen das Schulzimmer zur Schulstube, in der sich nicht bloss lehren und lernen, sondern auch atmen und leben lässt.

Ist es nicht zum Lächeln, dass man sich gewöhnlich derlei Mühen zur Verschönerung seines Arbeitsplatzes bloss für die Examenstunden nimmt, während man in den vielen und weit wichtigeren Tagen des Jahres dafür weder Sinn, noch Zeit, noch Auge hat? Muss man da nicht unwillkürlich an jenes Eigentümliche so vieler

Damen denken, sich für Strasse, Jahrmarkt und Theater herauszuputzen, derweil sie nicht das geringste Bedürfnis empfinden, sich auf den Feierabend für die Allerliebsten daheim ein wenig «schön zu machen»? Es muss so etwas wie ein Sonntagschristentum in diesen Seelen sein, ein Christentum, das pantoffelzapfenleicht gar keinen Tiefgang hat.

Nein, das Bedürfnis nach dem Schönen darf nicht bloss obenauf schwimmen, es muss Gesinnung sein, die Alltagsleben hat. Und das Schöne zu suchen und zu pflegen, muss Alltagssorge sein; denn nur so kann Gesinnung daraus werden. Doch dazu braucht es Augen, die das Schöne sehen wie das Hässliche.

Wir müssen unsren Schülern zu diesen Augen helfen. Das Hilfswerk dürfen wir aber nicht bloss der Gelegenheit und dem Zufall überlassen, sonst versandet es im allgemeinen Lehrbetrieb. Jede Woche ein bestimmtes halbes Stündchen im eigenen Lehrplan fixiert, dürfte die Sache, die das Lebensglück jedes Menschen so sehr berührt, schon wert sein.

Doch, ob man's sagen kann?

Es handelt sich für den Lehrer gar nicht darum, junge Leute und sich selber mit den geheimnisvollen Problemen des Schönen abzuplagen, das ist eine philosophische Angelegenheit, was Theodor Haecker in seinem Buche «Schönheit» einem überzeugend zum Bewusstsein bringt. Auch dürfte niemand daran denken, die Köpfe von Schülern mit Theorien über ästhetische, künstlerische und kunsthistorische Belange vollzupropfen. Derlei nützte nichts; es bringt bloss den dem Schönen näher, der schon darin zu Hause ist. Es geht überhaupt viel weniger um das Reden als um das Zeigen, um das Vergleichen von Beispiel und Gegenbeispiel, erst um das Sehen, dann um das Schauen und nach und nach ums eigene Erleben.

Bei diesem Führen zum Ersehen und Er schauen wird aber weit besser von gegenständlichen Dingen ausgegangen als vom Bilde, weil dabei ganz hausbackene Forderungen als Handhabe dienen können, die Forderungen der

Zweckmässigkeit, der Einfachheit, der Wahrheit und der Harmonie. Es sind Eigenschaften, die alle Dinge haben müssen, sofern sie Anspruch auf Schönheit machen wollen. Doch darf man dabei nie verschweigen, dass es sich beim Gebrauch dieser Massstäbe bloss um Krücken handelt, die beileibe nicht alles zu sein und zu geben vermögen, die einem aber jenen sichern Halt gewähren, der vor groben Fehlurteilen bewahrt.

Ueber eine Methode, die bei dieser Erziehung zum Schönen dienen kann, wusste die «Schweizer Schule» im Heft 17 des Jahrganges 1945 zu berichten. Sie erzählt von einem Lehrer, der einen Winkel seiner Schulstube zu einem kleinen Stübchen macht, worin eine Schülerin zwei Wochen lang wohnt und arbeitet. Sie versieht den Tisch mit einem Tischtuch, stellt eine Vase mit einem Strauss von Blumen oder Zweigen drauf, eine Schale mit Früchten daneben — wovon sie selbstverständlich auch während der Arbeit essen darf — wie auch ein Schreibzeug und weitere Dinge, die zum Schaffen oder zum Erfreuen dienen sollen.

Die Dinge bringt die Schülerin von zu Hause mit. In der ersten Woche macht sich die Bewohnerin des Stübchens einen Spass daraus, ihr kleines Heim mit Hausgreueln aller Art zu versehen, mit lauter unschönen Dingen, wie man sie landauf, landab in Menge findet, während sie in der zweiten Woche versucht, den kleinen Raum mit schönen Gegenständen auszustatten. Jede Woche einmal vereinigt sich die Klasse im Stübchen, um jedes Ding auf seine Schönheit zu prüfen.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, dass sich dem Lehrer bei der Prüfung dieser Gelegenheit eine einzigartig günstige Möglichkeit bietet, die jungen Leute zur Vorsicht im Urteil, zum Masshalten in der Kritik, zur scheinenden Form der Ablehnung und vor allem zur Pflicht, in jedem Falle die Pietät hochzuhalten, zu erziehen; denn das «Höchste ist die Liebe». Niemals darf vergessen werden, dass der ärgste Hausgreuel seine Weihe hat, sobald es beispielsweise das Geschenk der Mutter ist.

Doch mit alledem sind die Erziehungsmöglichkeiten im «Stübchen» keineswegs erschöpft. Wie famos lässt sich im trauten Winkel vorlesen und erzählen, erzählen fast wie in der Ofenede daheim zu Zeiten, da der Urgrossvater noch ein Bube war! Wie köstlich, wenn eine Schülerin, die ihre Gitarre ins Stübchen mitgebracht, sie von der Wand nimmt, um den Freundinnen eins zu singen und dazu eine häuslich heimelige Begleitung zu spielen. Es ist heute notwendiger denn je, dass wir junge Menschen nicht bloss lehren, wie man rechnet, wie man schreibt und wie man später verdient; man sollte dazu doch auch noch gelernt haben, ein bisschen zu leben, menschenwürdig schön zu leben! Was wissen ehemalige Schülerrinnen und Schüler nach mehr als zwanzig Jahren noch von den Stunden dieser Lebensschule voll Freude und Dankbarkeit zu berichten!

Natürlich wird kein Lehrer sich erträumen, dass es ihm möglich wäre, auf diesem Wege seine Schüler klassenweise zu lauter Edelmenschen zu erziehen, die alles Schöne auf den ersten Blick erkennen und lieben und alles Unschöne verabscheuen und dann dereinst aus irdischem Glück schnurstracks in die ewige Glückseligkeit eingehen werden. So leicht macht es das Leben dem Erzieher nicht. Aber das eine lässt sich halt damit doch erreichen: Buben und Mädchen kommen zur Einsicht, dass die Gestaltung eines schönen Heims weit weniger eine Geldfrage als eine solche des Unterscheidungsvermögens zwischen «schön» und



«unschön» und vor allem auch eine Frage der Kraft zu liebevoller Hingabe an eine Sache von schicksalhafter Bedeutung ist. Und weil sie dies erkennen und dazu sich von Natur aus zum Schönen hingezogen fühlen, wird in ihnen der Wille wach, einmal selber im Schönen schön zu werden.

Paul Pfiffner.

Sämtliche Photos von Louis Baumgartner, St. Gallen.

Wir schaffen Schönes

Grad die allergrösste Seltenheit ist es nicht, dass in einem Mädchen beim Ausblick von der Schulbank ins Leben der Wunsch erwacht, es möchte halt einen Beruf, der Schönes schafft.

Nicht freie Kunst muss es sein. Was weiss so ein Mädchen von freier Kunst. Und was würde wohl daheim aufgespielt, wenn eine Tochter rechtschaffener Leute auf den unerhörten Gedanken käme, Künstlerin zu werden. Man weiss doch so viel von Künstlern und

Künstlerinnen, vom Hungerleiden und mehr noch von Extravaganzen weit abseits aller Tugend.

Nein, nicht eine Künstlerin möchte man werden; bloss das eine hätte man so gerne: einen Beruf, irgendeinen, in dem einem schöne Dinge unter den eigenen Augen und Händen entstehen. — Wie urmenschlich und vor allem fraulich gesund ist diese Einstellung eines Mädchens.